

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 92 (1966)  
**Heft:** 14  
  
**Rubrik:** Ghaue oder gschoche

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Die älteste Tradition der Menschheit

Unsere Zeit sei ein magerer Boden für Traditionen, hört man immer wieder. Unser Rationalismus lasse alte Bräuche und Konventionen verserbeln. Das sei schade.

Mag sein. Es gibt aber auch ein paar Traditionen, denen kein Mensch nachtrauern würde. Leider halten gerade die, sich durch Jahrtausende überleben, den Untergang von Imperien und Kulturen, trotz den Bemühungen von Reformern und Religionsstiftern und halten sich wider alle Vernunft. Sie werden von jeder Generation heftig bestritten und eingehalten, verflucht und befolgt, verdammt und an die nächste Generation weitergegeben. Der Ewige Jude Ahasver ist ein kränklicher Säugling verglichen mit der Durchhaltekraft mancher Menschheitstraditionen. Ein Beispiel aus jüngster Zeit:

«Die indische Regierung will rund zehn Millionen Schweizer Franken aufwenden, um 100 000 Personen wieder anzusiedeln. Diese Leute haben ihre im Grenzgebiet gegen Pakistan gelegenen Heimstätten im indisch-pakistanischen Krieg des vergangenen Jahres verloren: über ihr Wohngebiet stampfte der Krieg hinweg, ihre Dörfer wurden zerstört. Die Bewohner, die sich haben flüchten können, leben seither in Flüchtlingslagern. Die indische Regierung will jetzt daran gehen, ihre Heimat wiederaufzubauen und den Vertriebenen die Rückkehr in ihr angestammtes Wohngebiet zu ermöglichen.»

Und dafür, so glaubt die indische Regierung, seien hundert Schweizer Franken pro Person genug; daraus lasse sich Hausbau, Reisekosten, Wiederbeschaffung des Hausrats und so weiter finanzieren. Wenn sich die indische Regierung da bloß nicht verschätzt. Aber wahrscheinlich stehen ihr ganz einfach keine weiteren Millionen zur Verfügung. Die hat man leider im vergangenen Jahre einem andern Zwecke zugeführt: Eben dem Krieg, der nun den Wiederaufbau nötig macht. Für den durften einen hunderte

von Millionen nicht reuen; für den Frieden bleiben schäbige zehn, weniger als ein Dutzend. Logisch, nicht wahr?

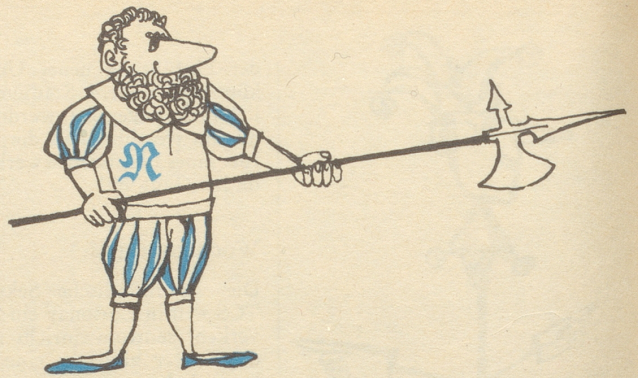
Aber so ist es ja immer: «Man» bewaffnet sich auf beiden Seiten bis an die Zähne, da ist das Beste und das Teuerste gerade gut genug. Das war schon zu Homers Urzeiten nicht anders; man lese nur die Beschreibung der herrlich bebilderten Schilde der Helden. Dann geht der Krieg los, dabei der große Teil der teuren Waffen drauf und ebenso tausende von Menschen. Dann setzt man sich zusammen, schließt Frieden und ist genau so weit als wie zuvor. Nur wesentlich ärmer. Und das bißchen Geld, das übrig bleibt, muß ausreichen, einige oberflächliche Schürfwunden zu heilen. Die tiefen, die gefährlichen Wunden vernarben zu lassen, das überläßt man der Zeit, die nichts kostet, außer Blut und Tränen, die ja keinen wirtschaftlichen Kurswert haben.

Daß die Menschheit einmal dieses makabre Spiel mitmachte, daß sie es vielleicht nach einem Jahrtausend, wenn die Erinnerung nachgelassen hatte, ein zweites Mal versuchte – das wäre verständlich. Aber daß das gleiche, ewig mißlingende Experiment in jedem Jahrhundert gleich ein paarmal durchgeführt wird – das ist wirklich nicht zu verstehen.

Oder, sagen wir es ehrlich, nur unter einer Voraussetzung: Daß man als älteste, als grundlegende und unausrottbare Tradition der Menschheit eine Eigenschaft einsetzt: die Dummheit. *AbisZ*

## Lanze für gesellschaftsfähigen Rost

«Symptomatisch für unseren modernen Kunstbetrieb!» so urteilte mancher, als er von jenem belustigenden Vorfall in Luzern hörte: Eine Garderobenfrau entdeckte, daß ein Kunstwerk – ein Gemälde – einem Vandalenakt zum Opfer ge-



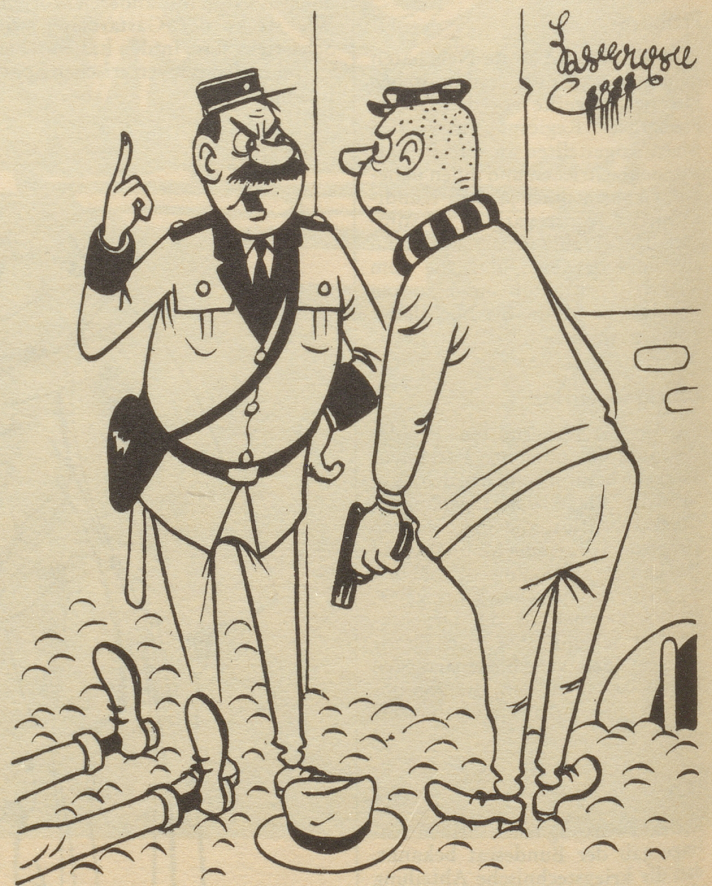
fallen war. Das Bild war zerkratzt und verkritzelt worden. Die Polizei stellte dann aber mit Hilfe modernster Untersuchungsmethoden fest, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit jenes Bild vom Künstler selber derart «gestaltet» worden ist. Mit andern Worten: Jene angebliche Verschandelung war Kunst.

Darüber zu lachen, ziemt sich allerdings nicht.

Die moderne Kunst hat große Verdienste. Wer heute in Galerien sich umtut und die Erzeugnisse der modernen bildenden Kunst betrachtet, wer die Schrottkompositionen, die Abfallarrangements beachtet, der kann den Künstlern seine hohe Anerkennung nicht versagen. Unsere modernen Künstler sind nämlich

die einzigen, die ernst machen. Das ganze Volk schreit und beklagt sich darüber, daß unser Land zum Abfallhaufen wird, beklagt sich darüber, daß lauschige Wäldchen, malerische Bachtobel, sattgrüne Wiesen von Gedankenlosen zu heimlichen Ablagerungsplätzen für alte Kinderwagen, rostige Matratzenfedern, ausgediente Autos und dergleichen gemacht werden. Und es sind nur die Künstler, die etwas dagegen tun: Sie holen sich diese Abfälle, machen sie salon- bzw. galeriefähig und sorgen dafür, daß Rosthaufen und Autofriedhöfe verschwinden, d.h. daß sie auf einen Sockel gelagert und in Kunstmuseen magaziniert werden. Ehret die modernen Künstler – sie schonen die moderne Heimat.

*Widder*



«Eieiei, jetzt haben Sie aber Glück gehabt – diese Straße gehört nämlich nicht zu meinem Revier! »



## Die ,Unvorhergesehenen' von Genf

Genf ist eine schöne Stadt. Weniger schön ist, was von seinen Stadtvätern nicht bloß gemunkelt, sondern in Gazetten und Bistros laut geplaudert wird. Dabei werden Formulierungen verwendet, die in andersgelagerten Fällen den Herrn Staatsanwalt oder Generalprokurator in Bewegung brächten. Bei zwei Aperitifen, die ich kürzlich in «Petit Paris» zu genehmigen das Vergnügen hatte, mußte ich die Ohren nicht spitzen, um folgende zwei Versionen zur Kenntnis zu nehmen.

Erste Version: Was sich die fünf Stadtväter da erlaubt haben, geht über die Hutschnur. Wir wollen uns dessen beim Ausfüllen der nächsten Steuerdeklaration erinnern; denn was, der Herr Stadtrat sich erlaubt, das gestatte man auch dem Stadtbürger! Die Gemeinderatskommission muß ja wissen, warum sie die Vorlage betreffend jährliche Gehaltserhöhung von 6000 Franken zugunsten der Herren Stadträte «zwecks Erdauerung» an diese zurückgewiesen hat. Ein Genfer Stadtrat bezieht für sein Amt in Halbtagsbeschäftigung (in der anderen Hälfte des Tages kann er einer außeramtlichen Beschäftigung nachgehen) ein Jahresgehalt von 28 980 Franken. Hinzu kommen sog. Entschädigungen für Repräsentationspflichten in der Höhe von zusammen 15 000 Franken, welche Summe die Herren Stadträte eigenmächtig auf 18 000 Franken erhöht haben. Das heißt man: sich selber einschenken.

Die zweite Version lautete so: Seit 1961 bezogen die nur halbtags amtlich beschäftigten Magistraten zu ihrem Grundgehalt jährlich 18 000 Franken aus der städtischen Kasse als Entschädigung für «Repräsentation und Transporte». Sie beriefen sich dabei auf die Budgetrubrik «Unvorhergesehenes und Diverses» (!) – Die kantonalen Steuerbehörden haben sich des stadträtlichen Falles angenommen und herausgefunden, daß drei der «Unvor-

hergesehenen» diese Bezüge in ihrer Steuererklärung nicht erwähnten. Hätte es sich wirklich um Spesen gehandelt, dann wären sie steuerfrei. Die Sachspezialisten sind jedoch der Ansicht, von den 18 000 Franken seien nur 6000 Franken als eigentliche Spesen zu betrachten. Der Rest, das wären 12 000 Franken, käme demnach einer indirekten oder verklausulierten Gehaltserhöhung gleich und wäre zu versteuern. Ob diese Gehaltsverschönerungen im stadträtlichen Salon de Beauté mit gutem Gewissen oder im Glauben, man merke es ja doch nicht, vorgenommen worden sind, soll die Sonne der weitem Untersuchung an den Tag bringen. Fest steht für mich heute schon so viel: Man darf sich über gewisse Untugenden der Untertanen nicht entsetzen und beklagen, solange das Beispiel der Obrigkeit nicht nachahmenswert ist.

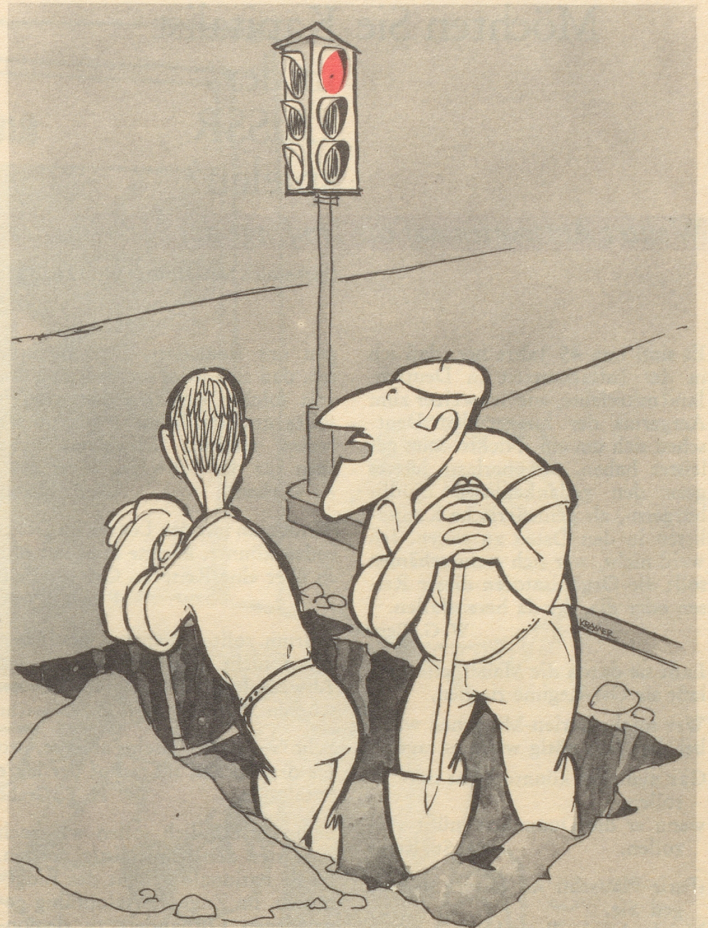
Philipp Pfefferkorn



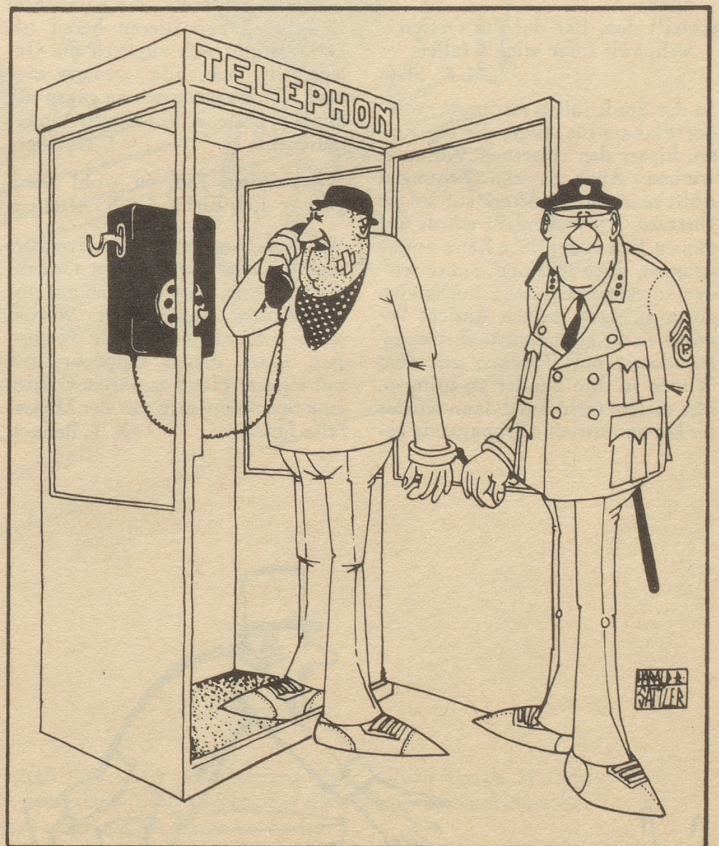
Als Grimmelshausen («Simplicius Simplicissimus») gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges in die neutrale Schweiz reiste, kam ihm unser Friede und Wohlstand als reines Mirakel vor. Auch als sich unser zerstrittener Erdteil wieder allmählich erholte, bestaunte man die kluge helvetische Staatsmaxime noch immer als Unikum. Seit dem Zweiten Weltkrieg, wo es im Spannungsfeld der Nationen um mehr geht als nur um Kontributionen und Provinzen, wird die politische Neutralität unseres Landes eher als Kuriosum gewertet.

Mirakel – Unikum – Kuriosum ... Wenn wir weiterhin bequem und warm, wie der Hund hinter dem Ofen, hinter dem Schild einer statischen Neutralität zu hocken versuchen, statt dynamische Neutralität zu treiben – dann wird man bald das Wort Monstrum hören müssen.

left Back



«Jitz müesse mer wider warte bis es grün wird!»



«Nein, Schatz, du brauchst mit dem Essen nicht auf mich zu warten.»